

das übermenschliche Geheimnis des Menschen selbst ist, dient der Auftrag der Kirche. Je besser sie diesen Heilsauftrag wahrnimmt, absichtslos und scheinbar den Menschen in seinen Nöten vergessend, um so mehr hütet und bewahrt sie den Menschen auch in seiner weltlichen Aufgabe, der Humanisation seiner eigenen Welt.

Überlegungen zum Gruppenleben in religiösen Institutionen

Hans Roth SJ, Feldkirch (Österreich)

Mit nicht geringem Erstaunen verfolgt man zur Zeit, wie die Idee des Kleingruppenlebens die katholischen Orden und Genossenschaften (aber auch etwa Priesterseminare) erfaßt hat. Die Auflösung von größeren Gemeinschaften in kleinere Wohn- und Arbeitsgruppen wird mehr und mehr als Notwendigkeit für die innere Reform angesehen. Dieses Phänomen ist überall zu beobachten, sowohl in der westlichen Welt wie auch in Entwicklungsländern mit noch zum Teil ganz anders gelagerten sozialen Verhältnissen. Man ist geneigt, von einem echten Merkmal des Aufbruchs in kirchlichen Institutionen zu reden. Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, sind leider die Erfahrungen, die von solchen Kleingruppen bereits gemacht wurden, noch kaum allgemein zugänglich. Trotzdem wäre man froh, mehr an Information zu erhalten. Die Experimente scheinen mit recht unterschiedlichem Erfolg zu verlaufen¹. Das ist nicht allzu verwunderlich, falls man einmal über die dabei auftretenden Veränderungen nachdenkt.

Der folgende Beitrag will versuchen, einmal den Fragen nachzugehen, die bei einer solchen Umstrukturierung der Großkommunitäten zum Vorschein kommen. Er ist aus der Konfrontation eines Architekten mit der Ordensgemeinschaft der Jesuiten, in der er selber lebt, herausgewachsen. Dem Verfasser war der Auftrag erteilt worden, eines ihrer Studienhäuser mit über 200 Studenten in kleinere Wohneinheiten umzubauen. Der Bei-

¹ Ton Nuy OSB, *Nieuwe Religieuze Leefgroepen*. Orientatiecentrum, Tilburg 1969. – *Wat zijn religieuze commune's*, in: de heraut. 1970 nr. 7–8.

trag beabsichtigt, die vordergründigen baulichen Veränderungen auf die zugrundeliegenden Lebensprozesse, die durch den baulichen Vorgang neu geordnet und räumlich organisiert werden sollen, zu hinterfragen. Daß dabei hauptsächlich psychologische und soziologische Fragestellungen angeschnitten werden, liegt weniger daran, daß man glaubt, von diesen Wissensgebieten sei alles Heil für eine religiöse Neuorientierung des Ordenslebens zu gewinnen, als vielmehr daran, daß sie einige mögliche und geeignete Hilfsmittel zur notwendigen Analysierung von Lebensprozessen anzubieten imstande sind. Dies soll als ein Versuch angesehen werden, ein Gespräch mit den entsprechenden fachlichen Spezialisten in Gang zu bringen, das, wie der Verlauf des Artikels zeigen will, noch kaum oder erst zögernd angefangen hat, aber, wie es scheint, dringend geführt werden sollte.

Vorgängige Fragen zum Kleingruppenleben

Der Auftrag, die äußeren Lebensprozesse, die in einem Studienhaus mit über 200 Studenten enthalten sind, so umzugestalten, daß sie sich in kleineren Gruppen abzuspielen vermögen, affiziert bei weitem mehr, als man im ersten Augenblick anzunehmen geneigt ist. Mit dem vorhandenen, häufig unreflexen Selbstverständnis von „Ordensleben“, ist es nicht leicht, Lebensvollzüge, die von Natur aus vielschichtig und komplex sind, in ihre einzelnen Funktionen aufzugliedern und neu zu ordnen, ohne ständig diese so selbstverständlich erfahrene Lebensweise in Frage zu stellen. Solange man natürlich eine einzelne Gruppe vollständig von andern isoliert, spielen sich sämtliche Prozesse in derselben Gruppe ab. Wo verlaufen aber die Trennlinien zwischen Gruppen, die immer noch auf eine größere Gemeinschaft hin bezogen bleiben? Welches sind dann die relevanten Faktoren, die eine solche Gruppe konstituieren?

Aus einer Vielzahl möglicher Fragen möchte ich vorerst einige wenige herausnehmen. Welches sind die entscheidenden Gliedzahlen für die Gruppengrößen: 2, 3, 4, 8, 12, 20, 50 oder mehr Personen? Welches sind die psychischen und sozialen Bindungen innerhalb des Geflechtes von zwischenmenschlichen Beziehungen, die zwischen einer bestimmten Anzahl von Personen entstehen oder angestrebt werden, die sie aber gerade vom Beziehungsnetz einer anderen Anzahl unterscheiden? Zum Beispiel ist persönliche Intimität und Affektivität zwischen 2 Personen möglich, die sich aber in einer Gruppe von 8 Personen anders abspielt, und die wiederum einen andern Verlauf nimmt innerhalb einer Gruppe von 50. Warum wollen wir die eine Größe, sagen wir 12 Personen, bevorzugen und nicht eine andere? Welches sind die entscheidenden Größenordnungen inner-

halb eines Beziehungsnetzes von Gruppen? Wenn nur 2 Gruppen zueinander in Beziehung stehen, so handeln sie anders als innerhalb eines Netzes von beispielsweise 4 oder 10 Gruppen. Welches sind die Beziehungen innerhalb einer Gruppe, deren Mitglieder den gleichen Status einnehmen, wie es bis dahin der Fall war, oder wenn sie einen verschiedenen Status haben, z. B. Priester, Studenten, Brüder gemischt sind, oder verschiedenen Altersstufen angehören? Warum wollen wir dem einen den Vorzug gegenüber dem andern geben?

Für welche Lebensbereiche wollen wir überhaupt die Absonderung vornehmen, nur für Teilbereiche wie etwa Studier-, Diskussions- oder Fßgruppen usw., oder für den gesamten Wohnbereich? Für den Architekten stellen sich hier die dringlichsten Fragen. Welche äußeren Bedürfnisse sollen mithelfen, das Gruppenleben zu bestimmen? Welche Funktionen sollen welcher Stufe innerhalb der Hierarchie der Gruppenordnungen angehören? Sollen Zeitungen, Fernsehapparate, Duschen usw. einzelnen Gruppen zugehören oder von mehreren gemeinsam benutzt werden? Soll die Freizeit, die hl. Messe in der Einzelgruppe oder in der größeren Gemeinschaft stattfinden, und warum? usw. Falls wir aber dazu neigen, die Kleingruppe eindeutig als die entscheidende Wohn- und Lebensgemeinschaft anzusehen, was gehört dann wesentlich zu deren Wohnquartier?

Die Definition des Wohnquartiers oder der Wohnung (wie noch speziell gezeigt werden soll) ist für den Architekten die entscheidende Absage an die bestehende Form eines traditionellen Ordenslebens durchschnittlicher Prägung. Ein Ordenshaus wird traditionell als *eine* Einheit betrachtet, als ein Wohnquartier mit nur einer Haustür zur Außenwelt. Innerhalb eines solchen Hauses werden die Insassen durch den gemeinsamen Korridor, an dem sämtliche Einzelzimmer und Gemeinschaftsräume aufgereiht sind, unmittelbar und direkt miteinander in Beziehung gebracht. Da entsprechende Schleusen und Türen fehlen, werden in einem solch traditionell verstandenen Haus Kleingruppen, auch nach deren Errichtung, gar nicht fähig, ihre eigenen Wohneinheiten auszuformen. Einzelnen Gruppen wird es kaum gelingen, ihre „Zugehörigkeit“ zu definieren.

Bei der Neubestimmung der Funktionen einer Kleingruppe geraten wir ständig in Konflikt mit dem, was wir gemeinhin als die überkommene „Regel“, „Lebensweise“ oder den „Geist des Ordens“ zu umschreiben gewohnt waren. Doch sollten wir einmal versuchen, diese Begriffe, die so stark vom religiösen Sentiment getragen sind, in Beziehung mit den entsprechenden Fragen von sozialer Ordnung und ihrer Geltung zu bringen, d. h. zu jenen zwischenmenschlichen Beziehungen, die auf Traditionen, Brauchtum, Normen und Regeln beruhen, die unserem Verhalten zugrunde liegen, die aber gerade als objektive Normen auf dem Weg eines Inter-

nalisierungsprozesses zur subjektiven Motivation unseres Handelns geworden sind (was in diesem Zusammenhang etwa dem herkömmlichen Begriff der „Regel“, „Lebensweise“ oder dem „Geist des Ordens“ entsprechen dürfte). Nun scheint es aber evident zu sein, daß beim Wechseln von einer bestimmten Art von Lebensgewohnheiten zu einer andern, wie es das Kleingruppenleben gegenüber der Lebensweise in großen Gemeinschaften ausmacht, dieser Internalisierungsprozeß und die damit verbundene geltende Ordnung schwer in Mitleidenschaft gezogen wird. Die Errichtung eines Kleingruppenlebens anstelle einer Großgemeinschaft bedeutet das Zerbrechen einer geltenden Sozialordnung und den Aufbau einer andern, die, wie eben angedeutet, den im obigen Sinn definierten „Geist des Ordens“ stark beeinträchtigt (Loyalität gegenüber Ordnung und Tagesplan, Stillschweigen, Art der zwischenmenschlichen Beziehungen usw.).

Wir kennen aus der jüngsten Vergangenheit noch gut genug das Verhalten der religiösen Gemeinschaft gegenüber solchem Wandel in der Anwendung der „Regel“. Mit welch fromm gefärbten repressiven Maßnahmen wurde noch bis vor kurzem die Übertretung der „heiligen Regel“ geahndet. Heute nun scheinen wir im anderen Extrem gelandet zu sein. Der Damm ist gebrochen, und fast kommentarlos wird beim Wandel zum Kleingruppenleben ein Großteil der überkommenen Lebensweise ad acta gelegt, zumindest einmal provisorisch suspendiert. Im Experiment des Kleingruppenlebens müssen sich aber Studenten einer Ordensgemeinschaft, deren Lebensweise sie sich anzuschließen gedenken, diese Lebensweise erst selbst schaffen. Es kann sich dabei die recht paradoxe Situation ergeben, daß der Wählende, der Neophyt, dem, der schon gewählt hat, dem Formierten oder dem Repräsentanten der Institution, der dieses Experiment leitet, mehr unbewußt als gewollt und gezielt vorlebt, wie die Lebensweise dieser Institution aussehen könnte oder sollte. Daß bei einem solchen Experiment der zu Formierende oft überfordert ist, scheint fast zwangsläufig gegeben zu sein. Man kann in der Beurteilung einer solchen Situation geteilter Meinung sein, gegeben ist sie auf jeden Fall. Was einem aber ernsthaft zu denken gibt, ist die Art und Weise, wie sie gehandhabt wird. Es ist die oftmals, fast ist man geneigt zu sagen, „naive“ Art, mit der diese Experimente in Szene gesetzt werden, ohne das notwendige Verständnis über die darin enthaltenen tiefgreifenden Umwandlungen. Experimente ohne genaue Zielvorstellung und begleitende Reflexion sind fast mit Sicherheit zum Scheitern verurteilt. Der naive Glaube, daß Gruppenleben eitel Harmonie sein müsse, dürfte mit dem Fortschreiten der Experimente zusehends ins Gegenteil umschlagen. Der emotionale Stress, dem einzelne Mitglieder einer solchen Gruppe ausgesetzt sind, kann so groß werden,

daß gar keine Kräfte mehr für andere Zwecke, beispielsweise das Studium, frei werden.

Für die Ordensleitung stellt sich die Aufgabe, daß solche Gruppen in ihrem Experiment, eine neue Lebensweise zu entwickeln, trotz allem qualifiziert geführt werden. Es wäre verwegene autoritäre Selbstverleugnung, wenn der Orden, der vorgibt, eine Lebensweise zu haben, es dem Neophyten selber überläßt, sie sich zu geben. In einer solchen Situation der Unsicherheit wäre zu fragen, ob die Gelübde, die ein junges Ordensmitglied an die Lebensweise des Ordens binden, nicht etwa suspendiert sein könnten. Neben dem leitenden Vorgesetzten, der die Sicherheit der Entscheidungen, dieses oder jenes zu tun oder zu unterlassen und damit die verantwortliche Verbindung zur größeren Gemeinschaft des Ordens garantiert, bedürfte ein solches Experiment eines größeren Maßes an begleitendem reflexivem Verstehen, als es bisher erfordert war. Die traditionelle Erfahrung allein, die in den Orden angereichert wurde, kann eben dort nicht weiterhelfen, wo ein gewaltssamer Bruch den Traditionssfluß hindert. Hier muß ein umfassenderes Wissen die Kluft zu überbrücken helfen. Einerseits hat nun aber die Psychologie bereits einige Erfahrung und Methodik zur pädagogischen Handhabung solcher Gruppenexperimente sichergestellt, anderseits entwickelte die Soziologie etliche Erkenntnisse über die Grundlagen und das Warum gesellschaftlicher Änderung. Natürlich wird kein wissenschaftliches Getue die fehlende Autorität und Sicherheit ersetzen, aber man fragt sich doch immer wieder mit Erstaunen, warum die Orden so wenig von diesen Wissenschaften, die zum Teil von Ordensangehörigen selber betrieben werden, zur besseren Erfassung ihrer eigenen Struktur anwenden.

Psychologische Überlegungen zum Kleingruppenleben

Vorgängig zu einem Kleingruppenexperiment wäre es nötig, ein Inventar über die traditionelle Lebensweise des Ordens und sein Erziehungssystem, seine Zielvorstellungen sowie die Wege und Mittel, wie sie erreicht wurden, deren Erfolg und Mißerfolg, aufzustellen. Die Reflexion müßte sich auch auf Gebiete vorwagen, die bis dahin als selbstverständlich und ungefragt gelebt wurden. Dieses Inventar wäre mit der modernen Wissenserfahrung zu konfrontieren, wie sie z. B. in der Gruppen-Pädagogik und -Dynamik entwickelt wurde. Mit Hilfe dieses neugewonnenen Verständnisses wären für die Gruppenexperimente Ziele und Mittel zu deren Erreichung neu zu formulieren. Daraufhin erst könnten die Kleingruppenexperimente mit den sie begleitenden Rückkoppelungen zwischen Theorie und Praxis beginnen. Dieser Vorgang müßte als Lernprozeß sowohl von

seiten der Beteiligten wie auch der Obern, unter deren Leitung das Experiment stattfindet, verstanden werden. Ein solches Vorgehen dürfte sicherlich einen neutralisierenden Effekt erzeugen, demzufolge der Konflikt zwischen traditioneller Lebensweise und Neuanfang weniger gefühlsbeladen, dafür um so objektiver und unvoreingenommener gelöst werden kann. Es dürfte mithelfen, das Selbstverständnis über die eigene Lebensweise zu vertiefen, und die Voraussetzung bilden, die Kräfte, die die Gemeinschaft als solche formen, zu verstehen. Dabei dürfte sich wohl auch das zum Teil antiquierte Vokabular religiöser Terminologie etwas auffrischen und an die moderne Begriffssprache anpassen lassen.

Um nur einige Andeutungen über den Umfang der neuen Begrifflichkeit und der damit verbundenen Wirklichkeitserfassung zu geben: anstelle des Sprechens von der „Welt draußen“ und „wir hinter der Klostermauer“ oder von „Aszese und Abtötung im Gemeinschaftsleben“, wird man etwas lernen über die Eigengruppe (in-group) und Fremdgruppe (out-group), über „Wir-gefühle“ und die „Andern“, Vorurteile und Minoritäten, Personbildung in der Intimgruppe (intimate face-to-face association and cooperation); anstelle von Partikularfreundschaft und „Regula tactus“ etwas über den Einfluß von Emotion und Affektivität, Konflikt und Spannung, Konkurrenz und Wettbewerb, Bestätigung und Anfechtung, Autorität und Initiative, Entfaltung und Repression, Verantwortung und „Laisser faire“ usw.; daß der Gruppenaufbau anhand von soziometrischen Tests analysiert und die Dynamik der Gruppenstruktur (group-dynamics) erfaßt werden kann; daß, wie eingangs gezeigt wurde, die quantitative Bestimmtheit der Gruppe entsprechend der Anzahl von Personen und Gruppen innerhalb des Beziehungsnetzes von Bedeutung ist, usw. Ein weites Feld zwischenmenschlicher Beziehungen liegt zur Untersuchung bereit, um zu einer qualifizierten Beurteilung über den Umfang und die Wirkung eines Kleingruppenexperimentes zu gelangen.

Soziologische Überlegungen zum Kleingruppenleben

Statt einer rein formalen Analyse wie eben angedeutet, soll hier der Versuch gewagt werden, soziologische Erkenntnisse über die gesellschaftlichen Änderungen im Bereich urbanen Wohnverhaltens aufzuzeigen, um sie nachträglich mit der speziellen Situation der Orden, in der sie sich heute befinden, zu konfrontieren. Dabei folge ich hauptsächlich Ergebnissen, wie sie im deutschen Sprachraum in den Büchern von Hans Paul Bahrdt vorliegen². In der Zusammenfassung dürfte wohl einiges vereinfacht und verkürzt dargestellt sein.

² Hans Paul Bahrdt, *Die moderne Großstadt, Soziologische Überlegungen zum Städtebau*,

Nach Bahrdt „ist der Begriff der klar abgrenzbaren, abgeschlossenen vollständigen Wohneinheit kulturspezifisch. Er ist Produkt neuerer städtischer Kultur und wohl kaum älter als 200 Jahre . . . Richtiger wäre es vielleicht, von Wohnvorstellungen der industriellen Gesellschaft zu sprechen. Die von uns für selbstverständlich angenommenen Wohnvorstellungen setzen voraus, daß ‚Wohnen‘ und ‚Erwerbsarbeit‘ räumlich und zeitlich getrennt sind. Wir empfinden in der Regel, daß eine Vermischung von beiden das Wohnen, die Wohnlichkeit beeinträchtigt. Es hat hier eine aktive Anpassung an einen Zustand stattgefunden, der ursprünglich völlig ungewohnt war und sicher auch oft negativ beurteilt wurde“³.

Die Trennung von Wohnen und Arbeiten wurde durch das Aufkommen ausgedehnter Fabrikarbeit zur Zeit der industriellen Revolution verursacht. In der vorindustriellen Gesellschaftsordnung, „im klassischen Bauern- oder Handwerkerhaus, wo die Wohngemeinschaft mit der Produktionsgemeinschaft identisch war, die je nach Größe des Betriebes mehr oder weniger ‚familienfremde‘ Personen umfaßte“⁴, konnte man diese Trennung kaum. Dieser typisch vorindustriellen Sozialordnung des „Familienbetriebes“ und der „Großfamilie“ entspricht die enge Verknüpfung von Heirat und Arbeitsstelle mit den dazugehörigen, oft unverheirateten, Onkeln und Tanten, Mägden und Knechten (oder Handwerksgesellen), wobei „der jeweilige Status der Betriebsangehörigen häufig seine Entsprechung im interfamiliären Status hat“⁵. Die Freisetzung des Arbeitsortes von der Wohnstätte schafft einerseits vermehrte Heiratsmöglichkeiten durch die freien Arbeitsstellen der Fabriken, lässt aber andererseits die sogenannte „Klein-“ oder „Reduktionsfamilie“ entstehen. So unterschiedlich die Soziologie das Ausmaß dieses Phänomens auch qualifiziert, eines scheint sicher, daß sich die Familienstruktur in der industriellen Gesellschaft wesentlich gewandelt hat. Im modernen Wohlfahrtsstaat, der alle Sozialleistungen übernimmt, die früher von der Familie gewährleistet wurden (Unfall, Krankheit, Arbeitsausfall, Alter, Erziehung usw.), beschränkt sich das Familienleben fast allein auf die emotional affektive Seite mitmenschlicher Beziehungen und das Aufziehen von Kindern. Das Familienleben wird praktisch zur Freizeitbeschäftigung, indem es sich mehr und mehr von den sozialen Banden isoliert, die früher mithalfen, die einzelnen Familienglieder aneinander zu binden.

„Von ‚aktiver‘ Anpassung sprechen wir deshalb, weil die zunächst durch die Wandlungen der Erwerbwelt erzwungene Hinnahme der Trennung

rde Bd. 127, Hamburg 1961. – *Wege zur Soziologie*, München 1967. – *Humaner Städtebau, Zeitfragen* Nr. 4, Hamburg 1968.

³ *Hum. Städtebau* S. 35. ⁴ *Moderne Großstadt* S. 75. ⁵ *Hum. St.* S. 37.

von Arbeiten und Wohnen spezifisch kulturelle Chancen eröffnet, die nach und nach erkannt und produktiv genutzt wurden: die Kultivierung der Privatsphäre in Gestalt eines Wohnstils, der die Abschirmung nach draußen und die ungestörte Entfaltung des privaten Kleingruppenlebens in einer Wohnung ermöglicht, in der nur gewohnt wird ... Charakteristisch ist, daß aber nun heute in jenen Berufsgruppen, in denen zeitliche Trennung von Erwerbsarbeit und ‚Freizeit‘ (ein typischer Begriff industrieller Gesellschaften) nur schwer durchführbar ist und für eine räumliche Trennung kein Zwang besteht, die Absonderung der Wohnsphäre von der des Berufes ebenfalls oft angestrebt wird: Immer mehr Geschäftsleute, Ärzte und Angehörige freier Berufe streben nach einer ‚reinen Wohnung‘ in einem stillen Wohnviertel, während sie für ihre Arbeitsstätte andere Standortsgesichtspunkte gelten lassen⁶ ... Freilich dürfen wir diese Kontrastierung von vorindustrieller und industrieller Wohnweise nicht überschärfen. Vor allem für beruflich Selbständige läßt sich, auch wenn es versucht wird, die zeitliche und räumliche Trennung von Wohnen und Erwerbsarbeit nicht vollständig durchführen⁷ ... Andererseits müssen wir beachten, daß durch die Trennung von Erwerbsarbeit und Wohnen und die gleichzeitige Identifikation von Wohnen und Freizeit, von Privatraum und vorzüglichem Freizeitraum eine so säuberliche Abtrennung der privaten Sphäre möglich wird wie niemals zuvor ... Trennung von Arbeiten und Wohnen erlaubt radikalste Privatisierung⁸. Dieser Vorgang ist „nicht unproblematisch. Oft wird die Abkapselung der Privatsphäre deshalb radikal durchgeführt, weil das private Heim zum Idol geworden ist. Es besteht dann aber die Gefahr, daß man von ihm etwas erwartet, was es nicht leisten kann“⁹.

Nach Bahrdt scheint der Urbanisierungsprozeß begrifflich in der Polarisierung von „Öffentlichkeit“ und „Privatheit“ faßbar zu werden, die beide in einem engen Wechselverhältnis zueinander stehen. Voraussetzung, daß Privatheit und Öffentlichkeit zum Entstehen kommen, ist die „unvollständige Integration“ in einem städtischen Sozialgefüge. Sie garantiert die Offenheit sozialer Intentionalität der einzelnen, die Freiheit und Leichtigkeit, Kontakt aufzunehmen, welche nicht zur Bindung und Gruppenzugehörigkeit führen. „Man trägt keine Standestracht, keine Uniform, keinen Federschmuck ... die auf die Zugehörigkeit zu einer besonderen Gruppe deuten könnten, sondern Zivil: bürgerliche Kleidung“¹⁰. Wo Öffentlichkeit vorhanden ist, stehen Individuen einander „unmittelbar“, ohne die Hilfe bereits existierender Bindungen, gegenüber. Um die Distanz und Flüchtigkeit der Begegnung zu überbrücken und

⁶ Ebd. S. 36.

⁷ Ebd. S. 38.

⁸ *Mod. Großstadt* S. 75.

⁹ Ebd. S. 78.

¹⁰ Ebd. S. 40.

sie zugleich zu erhalten, wird eine sogenannte „darstellend repräsentative Stilisierung des Verhaltens“ als System zur Kommunikation ausgebildet. Andererseits „erweckt die unvollständige Integration das Bedürfnis zur Privatisierung, ist aber auch die Voraussetzung dafür, daß sie praktiziert werden kann“¹¹.

„Eine derartige unvollständige Integration gibt es typischerweise nicht in einem ‚geschlossenen System‘. Unter einem solchen wollen wir eine Sozialordnung verstehen, in der so gut wie alle sozialen Beziehungen durch ein dichtes, theoretisch lückenloses Netz personaler Bindungen vermittelt sind . . . Die Vermitteltheit besteht einerseits darin, daß das lückenlose Beziehungssystem einen vermittelnden Leitfaden anbietet. Es legt fest, als was der andere gegeben ist – er ist niemals ein völlig Unbekannter, man kann ihn einordnen. Andererseits aber schiebt sich das Beziehungssystem, in das man den andern einordnet, stets auch zwischen Subjekte, d. h. es macht die Begegnung der Individuen mittelbar. Es verhindert, daß sich Individuum und Individuum als Individualitäten begegnen. Die Individualität bleibt eingehüllt in die Erscheinungsform der sozialen Gruppe . . .“¹². Religiöse Institutionen sind traditionelle geschlossene Systeme dieser Art.

Auch ohne die Analyse von Bahrdt wäre es ein Gemeinplatz, die Orden als „vorindustrielle“ Institutionen zu bezeichnen. Natürlich existierten sie lange vor Beginn der industriellen Revolution. Aber wie im nachfolgenden Abschnitt gezeigt werden soll, scheinen zur Zeit die (oder manche) Orden ihre zum Teil antiquierte Form sozialer Organisation mit mehr oder weniger Erfolg an die Gegebenheiten der industriellen Gesellschaftsordnung anzulegen.

Trennung von Arbeiten und Wohnen in den tätigen Ordensgemeinschaften

Traditionell verfügten die Orden als Arbeitgeber (von einzelnen Ausnahmen abgesehen) über die Arbeitsplätze ihrer Mitglieder. Der Obere war im allgemeinen Vorsteher der internen Angelegenheiten der Untergebenen und der Gemeinschaft und der Besitzer und Vermittler der Arbeitsplätze. Gegenwärtig häufen sich aber die Fälle, daß Ordensangehörige von nicht-ordenseigenen Institutionen, von Ordinariaten, Schulen, Universitäten, Zeitungen usw. angestellt werden, wenn sie nicht gar unter Absprache mit dem Obern auf freie Arbeitssuche gehen. In verschiedenen Teilen der Welt wird der Besitz der zahlreichen Ordensschulen nicht nur

¹¹ Ebd. S. 53.

¹² Ebd. S. 41.

vom Staat in Frage gestellt, sondern auch – aus andern Gründen – von den Ordensleuten selbst. Viele argumentieren für eine Auflösung der Schulen und befürworten ein Engagement, sei es als Gruppe oder als Einzelne, in anderen Schulen. Es dürfte klar sein, daß solche Ordensleute ihre Arbeit außerhalb des Ordens verrichten mit all den damit verbundenen Nachfolgeerscheinungen. Das bedeutet insbesondere, daß der Obere keine direkte Autorität mehr über die Arbeit seiner Untergebenen hat. Was nun die Experimente der Kleingruppen betrifft, so sind sie im Grunde genommen ohne die Vorstellung der „aktiven Anpassung“ an die Trennung von Arbeiten und Wohnen, selbst wenn sie nicht reflex bewußt wird, gar nicht denkbar.

Die Anpassung an die Trennung von Arbeiten und Wohnen, wie sie heute in vielen Orden stattfindet, ist aber nicht nur eine äußerliche Entwicklung, sich der bestehenden Sozialordnung der industriellen Gesellschaft anzugeleichen, sondern dürfte im Endeffekt an die Wurzeln der traditionell verstandenen Konzeption eines Ordenslebens röhren. Ein Ordensmann, der außerhalb des Ordens beruflicher Arbeit nachgeht, untersteht mit einem Großteil seiner Aktivitäten nicht mehr direkt der Autorität des Ordens und der institutionalisierten Kirche, selbst wenn er Priester ist. Sein mitmenschliches Engagement und seine Verantwortung von seiten der Arbeitswelt kann unter Umständen sogar in Gegensatz zu seinen Ordensverpflichtungen stehen. Natürlich können solche Spannungen gelöst werden, aber sicherlich nur, wenn ein Umdenken über den apostolischen Dienst unter der Voraussetzung der Trennung von Arbeiten und Wohnen stattgefunden hat, wobei Loyalitätsansprüche von seiten des Ordens neu durchdacht werden müssen.

Auch wenn in absehbarer Zeit nicht alle im Eigenbesitz befindlichen Werke aufgelöst werden – was sicherlich nicht sinnvoll wäre –, so kann die Anwendung des Konzepts der Trennung von Arbeiten und Wohnen von Nutzen sein. Einerseits kann es in den bestehenden Werken des Ordens mithelfen, eine bessere Trennung zwischen den internen Angelegenheiten der Gemeinschaft und deren Mitglieder und dem Management des von dieser Gemeinschaft getragenen Werkes zu erhalten. In der vermehrten Teilnahme der Untergebenen an der Entscheidungsfindung in Sachfragen zeigt sich ja, daß der Obere häufig überfordert ist. Dieser Prozeß ist bereits angelaufen: So wird z. B. in den Schulen das Amt des Schulleiters, das früher einmal in Personalunion mit dem Amt des Hausobern verwaltet wurde, schon längst von diesem abgetrennt. Anderseits sollten die Orden für die eventuell fortschreitende Hinausverlagerung der Arbeitswelt aus der Gemeinschaft ein Konzept bereit haben, um die auftretenden Probleme speziell im Erziehungsbereich besser handhaben zu können.

Die in den tätigen Ordensgemeinschaften fortschreitende Hinorientierung zu speziellen Arbeitsgebieten muß unter dem Aspekt der Trennung von Arbeiten und Wohnen neu durchdacht werden. Unter der Rücksicht des Obern, der als Arbeitgeber auftrat, wurden die Beauftragungen entsprechend der Arbeit, die vorhanden war oder unternommen werden sollte, vorgenommen. Dies geschah im Sinne der vorindustriellen Gesellschaftsordnung, wo der älteste Sohn das Geschäft des Vaters, und damit auch dessen Beruf, übernimmt. Heute würde es sehr oft als unmoralisch qualifiziert, wenn der Vater seinen Sohn dazu zwingen würde. Natürlich könnten die Orden auch in Zukunft als alleiniger Arbeitgeber für ihre Mitglieder auftreten, aber es scheint, daß sich eine solche Konzeption auf die Dauer kaum mehr exklusiv durchsetzen läßt. Was not tut, ist darum ein neues Konzept von „Arbeit“ und „Werk“, das den apostolischen Orden gerecht wird, die sich in einer Gesellschaftsordnung betätigen, in der die Trennung von Arbeiten und Wohnen weitgehend durchgeführt ist, da sie durch die Arbeit ihrer Mitglieder ständig von dieser Ordnung affiziert werden. Die apostolischen Intentionen der Orden müßten in einem weiteren Rahmen gesehen werden als nur unter der Rücksicht eines Gehorsams, der soziologisch gesehen einem Angestelltenverhältnis innerhalb des Ordens gleichkommt. Die Grundkonzeption der Orden über ihre „Arbeit“ oder „Werke“ sollte im „Talent“ von Einzelnen oder Gruppen gesehen werden, das sich der Obhut des Ordens für den Dienst am „Volk Gottes“ und an der Kirche zur Verfügung stellt; aber dieser Dienst dürfte dann nicht im ausschließlichen Sinne für die ordenseigenen Unternehmen verstanden werden, da das Talent um einer größeren (apostolischen) Effizienz willen unter Umständen Anstellung außerhalb des Ordens finden kann. Der Bereich des „Wohnens“ dürfte dabei als Zentrum der Identifikation mit der religiösen Berufung und ihrer Spiritualität mehr in den Vordergrund treten. Solch eine Auffassung vom „Werk“ innerhalb des Ordens dürfte, wenn sie sich durchsetzte, weitreichende Folgen für die Umstrukturierung des Ausbildungssystems mit sich bringen.

Die Entwicklung der „Privatheit“ in den Orden

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß die Aussonderung von privater Umwelt in vielen Orden voranschreitet. Wurde noch zu Anfang des Jahrhunderts ungezeichnete Wochenwäsche aus dem gemeinsamen Wäscheschrank an die einzelnen Mitglieder abgegeben, wobei häufig Demut wettzumachen hatte, was zufällig an der Länge der Beinkleider fehlte, so wundert sich heute niemand mehr über den Eigengebrauch von vielen Dingen, die die selbständige Durchführung einer Arbeit notwendig machen. Aber

der Gebrauch von „Privatbesitz“ – sicherlich im herkömmlichen Sinn des Wortes, wo einer so handelt, als ob es ihm allein gehörte – ist in diesem Zusammenhang weniger bedeutsam als vielmehr die geistige Privatisierung, die sich in den Orden immer mehr entwickelt.

Die Zugehörigkeit zu einem Orden bedeutete noch vor kurzem so etwas wie einen eigenen Beruf zu haben. Die Mitglieder eines Ordens stellte man sich von so einheitlicher Bildung, Spiritualität und geistigem Benehmen vor, daß man von ihnen mehr oder weniger gleiche Antworten auf entsprechende Fragen erwartete. Dies beruhte vorwiegend auf der Tatsache, daß die Erziehung ausschließlich innerhalb des Ordens stattfand, die auf gleichen Büchern, Lehrmethoden und Traditionen aufbaute. Die Studienordnung war über die ganze Welt hin gleicherweise organisiert und der damit verbundene Tagesrhythmus war überall der gleiche. Von einem ausgebildeten Ordenspriester erhoffte man sich, daß er praktisch alle Arbeiten des betreffenden Ordens leisten konnte, was sich im Begriff der „Disponibilität“ ausdrückte: sich verfügbar zu halten, um jederzeit an jeden beliebigen Arbeitsplatz der Institution gesandt zu werden. Der „erfahrene“ Obere, der auf diese Art erprobt war, war fähig, alle ihm vorgelegten Fälle innerer wie äußerer Natur zu entscheiden. Heute spezialisieren sich mehr und mehr Ordensleute auf den verschiedensten Gebieten. Die Erziehung geschieht nicht mehr ausschließlich innerhalb des Ordens. Der einzelne handelt auf seinem Spezialgebiet in eigener Verantwortung. Entscheidungen fallen persönlich, höchstens nach Rücksprache mit dem entsprechenden Obern, falls es gemeinschaftsbezogene Aufgaben betrifft. Häufig sind aber solche Entscheidungen ihrer Natur nach nicht mehr dem Forum des Ordens zugänglich und in ihm integriert. So lange alle Mitglieder ein ähnliches Berufsverhalten aufwiesen, konnte die Entscheidung des einen praktisch die des andern sein. Der Obere konnte die Entscheidungen seiner Untergebenen überwachen oder sie an deren Stelle selber vornehmen. Die Entscheidungsfindung des einzelnen war im Ganzen der Institution verankert, es war eine „öffentliche“. Der einzelne war deswegen auch leichter versetzbbar. Mit voranschreitender Spezialisierung wird die Entscheidungsfindung individuell und privat, und der einzelne kann nur noch in beschränktem Rahmen verschiedene Posten besetzen. Das Ordensdasein wird dabei oft eine eigene Angelegenheit, die sich von seinem Beruf, seiner Spezialisierung unterscheidet.

Das traditionelle Selbstverständnis der Orden basierte auf der Annahme, daß seine Mitglieder einem „geschlossenen System“ angehörten, in dem alle in einem theoretisch lückenlosen Netz personaler Bindungen miteinander in Beziehung standen. Der andere konnte nie als Unbekannter angenommen werden. Nun scheint es aber, daß nach der oben festge-

stellten Weise im Orden Privatheit im Entstehen begriffen ist, und somit „unvollständige Integration“ – im Bahrdtschen Sinne – selbst in solch ursprünglich geschlossenen Systemen zum Zuge kommt. Der Einfluß privaten Verhaltens in der industriellen Gesellschaft wirkt sich anscheinend indirekt selbst in den Orden aus. Die Voraussetzungen von der Umwelt sind heute für ein Ordensmitglied so, daß es – nolens volens – Privatheit entwickelt.

Die Ausformung von privatem Wohnverhalten im Orden

Von der Lebensweise in immer noch existierenden großen Gemeinschaften, in Mutterhäusern, Schulen und Studienhäusern, kann sicherlich nicht behauptet werden, daß sie sich bereits aktiv an die spezifischen Wohnvorstellungen der industriellen Gesellschaft, der Kultivierung der Privatsphäre von Kleingruppen in Gestalt eines eigenen Wohnstils angepaßt hat. Hier herrscht noch weitgehend eine eigenartig mechanisch-funktionale Zergliederung menschlicher Bezüge vor. Essen, Schlafen, Studieren, Beten, Aufbewahren von Dingen usw. sind jeweils einzelnen Räumen zugeordnet und zumeist nur durch Großgruppen genutzt. In den Experimenten des Kleingruppenlebens scheint nun diese aktive Anpassung angestrebt zu werden. Durch die Errichtung von spezifischen Wohneinheiten wird die Absonderung der Arbeitswelt vorgenommen, sei es durch den Einbau von entsprechenden Schleusen in ein schon bestehendes Gebäude, sei es durch die Untermiete von einzelnen Gruppen in einer Wohnung in der Nähe des Zentralhauses.

Die vorhergehende Analyse dürfte genügend Evidenz bereitgelegt haben, daß die Ausformung solcher Wohneinheiten ihre Berechtigung hat, selbst wenn eine direkte Notwendigkeit noch nicht erkannt ist. Wo die existierende Sozialstruktur durch die Entstehung von Privatheit und unvollständiger Integration in die Brüche geht, wird die in einem privaten Wohnverhalten sich ausformende emotionale und affektive (neben der spirituellen) Gruppenzugehörigkeit, und nicht die berufliche Arbeitswelt, die ja immer individueller wird und sich zunehmend aus dem Orden hinausverlagert, auch für ein Ordensmitglied als Zentrum der Identifikation seiner „religiösen Berufung“ erhöhte Bedeutung bekommen. Selbst wenn durch entsprechende Abschirmung die Einflüsse der modernen Industriegesellschaft an den Toren ordenseigener Anstalten für einige Zeit noch zurückgehalten werden können, die Aufgaben einer apostolischen Gemeinschaft werden ihre Mitglieder früher oder später diesen Einflüssen aussetzen. Die Anpassung an diese gegebene Situation müßte aber in den Jahren der Ausbildung eingeübt werden.

Es wäre leicht, ein negatives Argument aus den Austritten von Mitgliedern abzuleiten, bei denen der Erwerb einer Spezialausbildung und die nachträgliche Integrierung in die normale Arbeitswelt, oder auch nur das Verlangen danach, nicht von einer ebenso starken Bindung an die religiöse Berufung herausgefordert und gehalten wurde. Plötzlich realisierten sie, daß sie ebenso gut ohne die institutionalisierte religiöse Bindung leben konnten.

Nun muß man bedenken, daß derjenige einen Denkfehler begeht, der meint, es könne durch das Gruppenleben wiederum eine völlige Überschaubarkeit und vollständige Integration erzielt werden. Es würde ja dadurch die angestrebte Privatisierung, die kulturspezifische „Errungenschaft“ unserer Epoche gerade wieder aufgehoben. Andererseits liegen aber in dieser privaten Absonderung die besonderen Gefahren, die spezifisch „neurotischen“ Züge der industriellen Gesellschaftsordnung, wie die oft beschworene „Krise“ der Kleinfamilie anzeigen. Hier liegt die eigentliche Aufgabe des Kleingruppenexperimentes, Wege aus dem Dilemma zu finden.

Der Herausforderung der industriellen Gesellschaftsordnung, eine ihr entsprechende Wohnweise auszubilden, können sich auch die Orden nicht entziehen. Es bedeutet die Umstrukturierung der bestehenden Lebensweise: eine Trennung von Arbeiten und Wohnen vom Noviziat an; Freisetzung des geschlossenen Systems, indem ein Mitglied nicht gänzlich in eine institutionalisierte Lebensform eingeortet wird, da die Arbeit außerhalb der Wohnung des Ordens die Beziehung des einzelnen zum Orden ändert; ein neues Netz zwischenmenschlicher Beziehungen, besonders emotionaler Art, muß überbrücken, was in der unvollständigen Integration verloren geht, um die Identifikation mit der religiösen Berufung zu stärken; die bauliche Umwelt entsprechend organisiert, mag dann mithelfen, daß im privaten Wohnverhalten neue Motivationen für die religiöse Lebensweise wachsen können.

Das Programm für die Ausformung der Kleingruppenexperimente dürfte bereitliegen. Die dabei gewonnene Freiheit könnte mithelfen, den Dienst am Menschen in der Arbeitswelt zu stärken, der Kleinfamilie neue Wege des Zusammenlebens aufzuweisen, vor allem aber das Gemeinschaftsleben solcher Gruppen frei zu machen für das ihr Eigentliche: die Vermittlung religiöser Erfahrung, die traditionell von solchen Gruppen auszugehen pflegte.